II. Jahr. Heft 13.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: In Gesellschaft von Büchern / Hugo Neugebauer: Anrufung / Ludwig Seifert: Spaziergang / Hermann Wagner: Spuk / Josef Georg Oberkofler: Sonette / Karl Schoßleitner: Der Höhlenforscher / Carl Dallago: Das Gastmahl des Herbstes / Ludwig von Ficker: Fiducit / Benedikt: Innsbr. Kunstschau XIII. / Karikaturenfolge 37: Max von Esterle: Hofrat von Pastor.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut

für

Präzisions-Optik und Photographie

Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 1. Dez. 1911. Heft 13.

In Gesellschaft von Büchern / von Carl Dallago.

In meinem Bergdorf ist es nun still geworden. Die Sommerfrischler sind fortgezogen. Es ist Herbst — ein überaus schöner Herbst. Die ausgedehnten Lärchenwälder sind noch grün; nur da und dort vereinzelte falbe Schöpfe, die größer und glühender werden von Tag zu Tag. Der blaue Himmel zeigt seine offenste Tiefe, die keinen Boden hat. Wenn ich abends nach Hause komme, bin ich müde vom Schauen und Sinnen. Das Wenige, was ich brauche, koche ich mir selber. Ich habe mich daran gewöhnen müssen, da meine Hausfrau, die mir kochte, erkrankt ist. Und die benachbarten jungen Mädchen scheuen sich abends zu mir zu kommen. Ich bin im Gerede der Leute, seit ich einem Mädchen des Dorfes Aufmerksamkeiten erwies. So bin ich mit mir allein an den Abenden zu hause. In der Küche brennt friedlich die Lampe, und das Feuer im Herde knistert lustig. Da lese ich wohl manchmal lange.

In den letzten Tagen ist mir der Roman „Das Meer" von Bernh. Kellermann in die Hand gekommen. Dem Buche sind Besprechungen früherer Werke des Autors angefügt, die sich des Lobes nicht genug tun können. Eine sagt von ihm: „— ein großer Zauberer", eine andere findet „maßlos schön" ein Buch von ihm, eine dritte dasselbe Buch „ganz trunken von Schönheit und Schmerz". Ich kenne nun zwar die be-

treffenden Bücher nicht, aber da ich die Zeitungsstimmen kenne, traue ich dem, was sie sagen, schon lange nicht mehr. Ich halte mich lieber an die Sache selber. Und nun habe ich „Das Meer" zuende gelesen. Gesamtergebnis: ein Vorbeirauschen bunter Dinge. So viel Aufwand und so wenig Nahrung, so viel Dampf und so wenig Kraft, so viel Leuchtfeuer und so wenig Wärme, so viel prunkende Oberfläche und so gar keine Tiefe! Ich verspüre nirgends eine Fülle, die sich ausgeben muß. Die Aeußerlichkeiten des Meeres — der Mädchen — der Menschen mögen vortrefflich gezeichnet sein. Doch nur mit äußerlichem Temperament. Und ist man mit dem Buch fertig, hat sich seltsamer Weise auch das ganze Rauschen des Meeres verloren. Das ist ein Mangel. Es berührt mich wie Schaffen aus zweiter Hand. Es mag in Kellermann Hamsun halb vergessen umgehen und weniger vergessen gröblicher Naturalismus, wie ihn die geringeren Nachläufer Zolas pflegten. Die Verkoppelung berührt unecht — allzu könnerisch, um künstlerisch zu wirken. Wer, dessen Seele noch eben von der Macht des Meeres erfüllt schien, vermöchte zu konstatieren: „Yann zwinkerte gut gelaunt und ließ vor Vergnügen einen Wind streichen". Der äußerlichen Phantastik im Buche aber mag derlei nicht im Wege sein. Vielleicht ist des Autors Art ziemlich ausgedrückt mit: ein veräußerlichter Hamsun, der sich nicht scheut, dem flachsten Naturalismus zu opfern. Die mitunter eigene Färbung in der Diktion ist zu wenig für einen Künstler. Und was er uns weis machen will über sein Lieben im Buche! Die Heldin „Rosseherre" tut er so ab: „Ich dachte zuweilen an ihre verliebte Trunkenheit und die maßlose Leidenschaft, die in ihrem kleinen braunen Körper hauste — aber wenn du jetzt kommst, Rosseherre, so werde ich sagen: Guten Tag und wie geht's, sonst nichts. — — — Das war das Meer, nichts sonst. Ich habe Seeleute gekannt, die von heute auf morgen eine funkelnagelneue Seele bekamen und Alles mit

einer unverständlichen Naivität hinter sich ließen, Schulden, Versprechungen, Gewissensbisse — ja nun verstand ich sie." — Und er hält sich an ein anderes Mädchen. Und wieder von Meer und Wind umrauscht, findet er: „Sie war groß und stark. — Sie gefiel mir."

Also das Meer ist's, das einen mit funkelnagelneuer Seele ausstattet — auch in der Liebe! Und wenn man ein kleines Mädchen, das nebenbei die Braut eines Freundes ist, heimlich ausgekostet genug hat, verfällt man auf ein anderes, das größer und stärker ist. Mich dünkt, wenn es heimlich genug geschehen kann, braucht es hierfür nicht der Anregung des Meeres — und das rüge ich, denn hierfür ist Anregung genug im konventionellsten Menschen — in jedem Philister. Es schließt den Vorwurf ein, daß Kellermann die Vorgänge nicht in sich erlebt hat (mag er sie auch äußerlich erlebt haben), daß er sie nur gruppiert —, daß er sie als gehörvoller Könner nur den Geräuschen der Worte nach gefügt hat, daß er hier nicht Künstler ist. Das gesucht Abenteuernde im Roman, das manchmal kindisch anmutet, befürwortet dieses Urteil.

Ich lege das Buch mißmutig beiseite. Was ich von ihm in Erinnerung habe, ist das Mädchen mit den gelben Haaren. Und daran mag meine Vorstellungskraft schuld sein. Rosseherre, sage ich wie unwillkürlich, wie konntest du ihn lieben? Er verstand weder das Meer noch deine Liebe!

*

Etwas wie Widerwillen geht eine Weile in mir um. Ich schaue: Die Flut unserer Literatur schwemmt Roman um Roman ans Land. Und wie wenige Ausnahmen unter ihnen nur geben dem Menschen Nahrung. Dabei, wie viele ihrer Schöpfer gelten schon als Größe, die noch lange keine Eigenen sind. Die Machthaberin Presse kündet es so dem Markte. Wohin soll das führen? Wohin diese Höhe im Roman — bis zu welchem Tiefstand am Menschen? Aber,

— und hier ergreife ich Dostojewski's „Raskolnikow" — die friedliche Flamme der Lampe und das lustige Gekniſter des Herdfeuers ſoll mir deutſches Romangeflunker nicht weiter ſtören! Ich begreife nicht, daß ich dem großen Ruſſen nicht früher mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt habe. Ich bin wohl erſt heute reif genug für ſeine Kunſt. Er ſticht ſo entſcheidend ab gegen die vielfach kindiſche Sphäre der vielen unſerer neueren Romanhelden. Und man gönnt dem Markte doch ſeine Freude an Tand und Flitter. Unſer einer hat Freude an Anderem — hat Freude, daß es noch Menſchen gibt und müßte man ſie erſt aus dem Kehricht der Geſellſchaft aufleſen, — hat Freude, daß es Künſtler gab, die groß genug waren, ſolche Menſchen zu geſtalten. Denn, haben wir die Neigung zu urteilen, wenn Markt und Geſellſchaft ſo wenig taugen, muß das von ihnen Ausgeſtoßene ein mehr Taugliches ſein. Und nun überlaſſe ich mich dem Werke eines Künſtlers, deſſen wahrhafte menſchliche Weite und Tiefe ſich vor Augen zu halten unſerer Zeit mehr als je not tut.

Schon wie Dostojewski ſeinen Stoff anfaßt, der erſte Griff, läßt uns ſeine außerordentliche Kraft ahnen. Jedes Satzzeichen hat ſeinen Ernſt und jedes Wort iſt ſo gelegt in ſeiner ſchmuckloſen Einfachheit, daß die Seele daraus hervorzittert. Er geht auf den Menſchen los — nur auf den Menſchen und ſchält ihn heraus aus allem Ballaſt und geht mit ihm durch alle Tiefen der Seele und hält und beſchaut ihn mit einer bebenden Sorgfalt und Liebe wie eine Mutter ihren neugeborenen Liebling. Und mit demſelben Gefühl behandelt er an ihm alle Nöten und Schwächen und Gebrechen bis zum Verbrechen. Und läßt wie nebenbei die Frage offen, ob das Verbrechen immer auch für den Vollbringer Verbrechen iſt. Zweifellos aber tut er dar im Verlaufe der Handlung bis zur greifbaren Gewißheit für jedes wache Empfinden, daß zwiſchen der Geſellſchaft und

dem Menschen ein Riß klafft — eine Kluft ist, die sich nicht schließen will, und wie unmöglich es ist, sie zu überbrücken. Dies veranschaulicht uns gleich schon in wirksamster Weise die Lebensgeschichte des Trunkenboldes Marmeladow, die Raskolnikow in einer Schenke anhört. Sie liest sich der Hauptsache nach so:

„Marmeladow schlug mit entschiedener Geberde mit der Faust auf die Tischplatte.

„Das ist halt meine Natur! Glauben Sie's, glauben Sie's mein Herr, daß ich ihr sogar die Strümpfe versoffen habe? Nicht die Schuhe, mein Herr, denn das wäre ja am Ende nichts Ungewöhnliches, nein, die Strümpfe! . . . die Strümpfe habe ich vertrunken. Ihr Busentuch aus weichem Ziegenpelz habe ich auch versoffen, das sie geschenkt bekommen hatte, das ihr gehörte, nicht mir . . . Unsere Wohnung ist kalt, und da hat sie sich erkältet und hustet und spuckt schon Blut. Kinder haben wir auch — drei kleine Kinder — und Katharina Iwanowna muß arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend, kämmt und wäscht die Kinder, denn sie ist an Reinlichkeit von Jugend auf gewöhnt; dabei hat sie eine kranke Brust und neigt zur Schwindsucht, und ich fühle das alles. Oder fühl' ich's etwa nicht? Und je mehr ich trinke, desto mehr fühl' ich's. Ich trinke deshalb, weil ich im Trinken Mitleid und Mitgefühl suche . . . Ich trinke, weil ich doppelt leiden will." Er senkte wie in unendlicher Verzweiflung den Kopf auf den Tisch.

„Junger Mann," fuhr er fort, indem er sich wieder aufrichtete, „an Ihrem Gesicht lese ich Ihnen den ganzen Gram ab. Gleich bei Ihrem Eintritt las ich ihn und habe mich deshalb sofort an Sie gewandt. — — — Sie mögen also wissen, daß meine Frau in einem Gouvernementinstitut für adlige Töchter ihre Erziehung genossen hat und bei der Entlassung aus dem Institut vor dem Gouverneur und ande-

ren hohen Persönlichkeiten Menuett getanzt hat, wofür sie die goldene Medaille und ein Lobschreiben erhielt. — — — Ich heiratete sie als Witwe mit drei Kindern — eins kleiner als das andere. Ihr erster Mann war ein Infanterieoffizier, mit dem sie sich aus Liebe verheiratete und aus ihrem Elternhause entfloh. Ihren Mann liebte sie über alle Maßen; er aber fröhnte dem Kartenspiel, bekam es mit den Gerichten zu tun und starb während des Prozesses. Gegen Ende schlug er sie manchmal; obwohl ich nun weiß und es durch Dokumente beweisen kann, daß sie ihm das nicht unvergolten ließ, so gedenkt sie noch heutzutage seiner mit Tränen in den Augen und empfiehlt mir ihn als nachahmenswertes Muster und ich . . . ich freue mich, daß sie sich wenigstens in ihrer Phantasie als ehemals glücklich vorstellen kann . . . Da blieb sie nun nach seinem Tode allein zurück in einer kleinen Provinzialstadt, wo auch ich damals war, mit ihren drei Kindern und befand sich in einer so hoffnungslosen Not, daß ich es gar nicht beschreiben kann, obwohl ich selbst schon ähnliche Fälle gesehen habe. Die Verwandten wollten alle von ihr nichts wissen. Sie war auch sehr stolz, gar zu stolz . . . Und da trug ich ihr, mein Herr, da trug ich, der ich selbst Witwer war und von meiner ersten Frau eine Tochter hatte, ihr meine Hand an, weil ich ihr Leid nicht mit ansehen konnte. Sie können sich einen Begriff von ihrer Not und Verzweiflung machen, wenn Sie bedenken, daß sie, eine gebildete, wohlerzogene Frau aus bester Familie, meinen Antrag annahm. Und sie heiratete mich! Weinend und schluchzend und händeringend — heiratete sie mich, denn es blieb ihr nichts anderes übrig. Verstehen Sie das, begreifen Sie das, mein Herr, was es heißen will, wenn einem nichts anderes mehr übrig bleibt? Nein! — das verstehen Sie noch nicht! . . . Und ein ganzes Jahr hindurch erfüllte ich ehrlich meine Amtspflichten und ließ diese Schweinereien" — er berührte

mit dem Finger sein Schnapsglas — „beiseite, denn ich hatte Zartgefühl im Leibe. Aber auch das war ihr zu wenig; da verlor ich meine Stellung, nicht etwa aus eigener Schuld, sondern infolge der neuen Verordnungen und damals griff ich zur Schnapsflasche! . . . Anderthalb Jahre werden bald verflossen sein, als wir nach vielen Irrfahrten und Mühsalen endlich in dieser wunderschönen und mit historischen Denkmälern geschmückten Stadt Halt machten. Hier bekam ich eine Stellung . . . bekam und verlor sie wieder. Verstehen Sie das? Diesmal war ich selbst daran schuld, denn hier kam meine Natur zum Durchbruch. — — — Unterdes ist auch meine Tochter herangewachsen, die Tochter von der ersten Frau, und was diese meine Tochter von ihrer Stiefmutter auszustehen hatte, ehe sie groß wurde, davon will ich lieber schweigen. Denn obwohl Katharina Iwanowna voll edler, hochherziger Gefühle ist, so ist sie andererseits auch eine sehr heißblütige und leicht erregbare Dame und ihre Geduld reißt schnell . . . Ja, so ist's! Wozu das aber des längeren erwähnen? Eine gute Erziehung hat Sonja, wie Sie sich leicht vorstellen können, nicht genossen. Ich versuchte vor vier Jahren, sie in der Geographie und der Weltgeschichte zu unterrichten; weil ich aber selbst in diesen Lehrgegenständen nicht viel wußte und ordentliche Lehrbücher nicht bei der Hand waren, denn unsere Lehrbücher sind ja geradezu schändlich . . . hm . . . übrigens habe ich auch diese Bücher nicht mehr . . . so war damit auch ihre Bildung beendet. — — — Jetzt will ich mich, mein Herr, ganz privatim mit folgender Frage an Sie wenden: Wie denken Sie darüber: Wieviel kann ein redliches Mädchen mit redlicher Arbeit verdienen? Sie verdient nicht fünfzehn Kopeken pro Tag, wenn sie redlich sein will und keine besonderen Talente besitzt; und dabei darf sie nicht einen Augenblick die Hände in den Schoß legen. Und da kommt auch noch so etwas vor, daß zum Beispiel der

Regierungsrat Klopstock — Iwan Iwanowitsch, wenn Sie vielleicht den Namen schon gehört haben — nicht nur das Geld für das Nähen eines halben Dutzend holländischer Hemden bis jetzt nicht bezahlt hat, sondern in beleidigender Weise sie aus seinem Hause hinausgetrieben und unanständig gescholten hat, weil die Kragen schief und nicht nach dem richtigen Maße angenäht seien. Denken Sie sich nun die hungrigen Kinder und Katharina Iwanowna, wie sie händeringend im Zimmer auf- und abgeht, mit roten Flecken im Gesicht, die sie infolge der Krankheit hat: ‚Ein Schmarotzer bist Du!' ruft sie und meint die Tochter damit, ‚ißt und trinkst und wärmst Dich bei uns und verdienst keinen Heller!' — als ob es bei uns etwas zu essen gäbe, wo die Kinder manchmal drei Tage hindurch nicht eine Brotkrume sehen. Ich lag damals — was soll ich's verbergen — ich lag damals ganz betrunken und hörte, wie meine Sonja spricht (sie ist wortkarg und ihre Stimme ist so sanft und das Gesichtchen immer blaß und mager): ‚Soll ich mich denn wirklich Katharina Iwanowna,' spricht sie, ‚soll ich mich denn wirklich zu so etwas hergeben?' Sie müssen wissen, daß Darja Franzowna, ein böses und der Polizei wohlbekanntes Weib, sich nach ihr schon dreimal durch die Wirtin erkundigt hatte. ‚Nun was?' antwortet Katharina Iwanowna mit boshaftem Hohn, ‚was hast Du so sehr zu bewahren? Auch ein Kleinod?' Aber klagen Sie sie deshalb nicht an, mein Herr, richten Sie sie deshalb nicht! Sie hatte dieses Wort nicht bei voller Besinnung über ihre Lippen gebracht, sondern in großer Aufregung, in krankem Zustande, beim Weinen der kleinen, hungrigen Kinder und mehr, um meine Tochter zu ärgern als im buchstäblichen Sinne. Denn Katharina Iwanowna hat nun einmal einen solchen Charakter: wenn die Kinder weinen, wenn auch nur deshalb, weil sie hungrig sind, dann schlägt sie sie gleich. Und da sehe ich nun, wie ungefähr um sechs Uhr Sonjetschka aufsteht, ihr

Tuch nimmt, ihren Mantel anzieht und ausgeht; ungefähr um neun Uhr kam sie wieder. Sie kam, trat geradeaus auf Katharina Iwanowna zu und legte dreißig Rubelscheine vor ihr auf den Tisch hin. Sie sprach dabei kein Wort, sah nicht einmal auf, nahm nur unser großes, grünes, wollenes Tuch (wir besitzen solch ein gemeinschaftliches wollenes Familientuch), bedeckte mit ihm das Gesicht und den Kopf und legte sich aufs Bett, mit dem Gesicht nach der Wand zu; nur die Schulter und der ganze übrige Körper zuckten von Zeit zu Zeit... Ich aber lag immer noch in demselben Zustande... Und da sah ich, junger Mann; da sah ich, wie Katharina Iwanowna ebenfalls ohne ein Wort zu sagen an Sonjetschkas Bett trat und den ganzen Abend hindurch ihr zu Füßen auf den Knieen lag, ihr die Füße küßte, nicht aufstehen wollte, wie sie sich dann umarmten und so zusammen einschliefen... beide... beide... ja, mein Herr... und ich — ich lag da, ganz betrunken..."

Marmeladow schwieg, als hätte ihm die Stimme versagt. Dann schenkte er sich eiligst ein Glas Schnaps ein und trank es in einem Zuge aus.

„Seit dieser Zeit, mein Herr," fuhr er nach einigem Schweigen fort, „seit dieser Zeit mußte Sonja Semjonowna — infolge eines unliebsamen Vorfalls und infolge von Denunziationen seitens feindseliger Personen, namentlich Darjas Franzownas, welche behauptete, sie würde mit zu wenig Respekt behandelt — seit dieser Zeit mußte sie ein gelbes Billet nehmen und durfte nicht mehr mit uns zusammen wohnen. — — — — — — — — — —

Marmeladow schlug sich mit der Faust vor den Kopf, knirschte mit den Zähnen, schloß die Augen und stützte sich kräftig mit den Ellenbogen auf den Tisch. Aber nach einer Minute veränderte sich sein Gesicht wieder; er sah mit einer eigentümlichen Schlauheit und mit gezwungener Unverschämtheit Raskolnikow an, lachte und rief:

„Und heute war ich bei Sonja, bat sie, sie möchte mir Geld zum Versaufen geben! Ha — ha — ha!“

„Und sie gab's Ihnen?“ rief jemand von den neu Hinzugekommenen und lachte laut.

„Diese Flasche Schnaps ist für ihr Geld!“ erwiderte Marmeladow und richtete seine Worte ausschließlich an Raskolnikow. „Dreißig Kopeken brachte sie mir heraus, mit eigenen Händen... die letzten paar Groschen... alles, was sie hatte... ich sah es. Sie sagte kein Wort, sondern sah mich nur schweigend an. So wird man nicht hier, auf Erden, sondern dort... bedauert... beweint... ohne ein Wort des Vorwurfs! Und das schmerzt noch mehr, o! es schmerzt noch mehr... so ohne ein Wort! Dreißig Kopeken, ja... Und die hat sie doch selber nötig, nicht wahr? Wie denken Sie, mein teurer Herr? Jetzt muß sie doch auf Sauberkeit achten. Und diese Sauberkeit kostet Geld, diese besondere Sauberkeit, mein' ich. Nicht wahr? Sie muß sich doch Pommade kaufen und andere solche Sachen,... ohne dies gehts doch nicht! Die Unterröcke muß sie stärken lassen, einen hübschen Schuh, so einen recht koketten, muß sie doch auch tragen, um das Füßchen zeigen zu können, wenn sie über eine Pfütze auf der Straße gehen muß. Verstehen Sie das, mein Herr, was solch eine Sauberkeit zu bedeuten hat? Und ich... ich, ihr Vater, hatte die Stirn, diese letzten dreißig Kopeken ihr zu stehlen, um sie zu versaufen! Und ich saufe! Und habe sie schon versoffen!... Wer kann so einen Schurken, wie ich einer bin, bedauern?... Ha?... Tu' ich Ihnen jetzt leid, mein Herr, oder nicht? So sagen Sie doch, mein Herr: ja, oder nein!... Ha — ha — ha!...“

Er wollte sich noch ein Glas einschenken, aber die Schnapsflasche war leer.

„Weshalb sollte man Dich denn bedauern?“ rief der Wirt, der sich wiederum neben ihn niedergesetzt hatte.

„Warum man mich bedauern soll?“ rief Marmeladow,

sprang auf und streckte ‚wie in Extase versetzt, die Hand aus, als hätte er gerade diese Frage provozieren wollen. „Warum bedauern? fragst Du. Ja, ich hab's nicht verdient, daß man mich bedauere! Kreuzigen sollte man mich, ja... kreuzigen, — nicht bedauern! Nun gut, so kreuzige mich, Du Richter, kreuzige mich, hab' aber Mitleid mit mir! Dann komme ich selbst zu Dir, Du mögest mich kreuzigen, denn nicht nach Lust lechze ich, sondern nach Tränen und Pein!... Glaubst Du vielleicht, Herr Wirt, daß Deine Flasche Schnaps mich glücklicher gemacht hat? Nein, Qual, Qual habe ich auf ihrem Grunde gesucht, Qual und Tränen... und ich habe sie gekostet, ich habe sie gefunden, und habe ich etwa Trost gefunden bei Dem, bei dem alle Trost finden, bei Dem, der aller Leiden versteht, bei Ihm, dem Einzigen, bei Ihm, dem gerechten Richter. Er wird kommen am jüngsten Tage und fragen: „Wo ist die Tochter, die sich um der bösen, schwindsüchtigen Stiefmutter und um der fremden Kinder willen verkauft hat? Wo ist die Tochter, die ihren Vater, den unnützen, unverbesserlichen Trunkenbold nicht von sich gewiesen hat?" Und er wird weiter sagen: „So komm zu mir! Ich habe Dir schon einmal vergeben... schon damals vergeben... Und auch jetzt sind Dir Deine Sünden vergeben, weil Du viel geliebt hast." Und er vergibt meiner Sonja, er vergibt ihr gewiß die Sünde, ich weiß, daß er sie ihr vergibt!... Ich fühlte es damals schon, als ich bei ihr war, in meinem Herzen. Ueber alle wird er sein Urteil sprechen, über die Guten und Bösen, allen wird er vergeben, den Klugen und Friedlichen. Und wenn er mit denen fertig ist, dann sieht er auch auf uns nieder: „Kommet auch ihr", wird er sagen, „kommet auch ihr, die ihr getrunken habt, kommet auch ihr, die ihr schwach waret, kommet auch ihr, die ihr beleidigt wurdet!" Und wir werden alle kommen und uns nicht schämen und er wird sagen: „Schweine seid ihr, Tiere, Bestien! Aber kommet auch ihr zu mir!" Und es wer-

den auf uns schauen die Klugen und es werden auf uns schauen die Vernünftigen: „Herr, warum läßt Du auch die eingehen ins Himmelreich?“ Und er wird sagen: „Deshalb laß ich sie eintreten, ihr Klugen, deshalb laß ich sie eingehen, ihr Vernünftigen, weil kein einziger von ihnen sich dieses Glückes für wert gehalten hat...“ Und Er wird seine Arme über uns ausstrecken und wir fallen auf die Knie und weinen... und begreifen alles! Dann begreifen wir alles... und alle begreifen es... auch Katharina Iwanowna... auch sie begreift es... Herr, Dein Reich komme! — — —“

Marmeladows Erzählung ist hier zuende, und ich halte mit Lesen inne. Ich sitze da noch lauschend dem Nachhall der Worte, der nicht verebben will. Die Stille ist vom Gehörten angefüllt wie von einem Geschehnis, das mir nahegeht. Ich sehe wie abwesend in das Licht der Lampe und fühle dabei meine innere Erregtheit. Und das Gehörte tritt mir immer noch näher und verdichtet sich gleichsam, und es wird so, als verweilten die Menschen, von denen erzählt wurde, lebendig mit mir zusammen. So nahe und so betätigt sehe ich sie und so vertraut scheine ich mir ihnen schon geworden. Ich sehe das vertrunkene, aufgedunsene Gesicht Marmeladows mit dem ekstatischen Blick, seine brustkranke heftige Gemahlin, mit den hungrigen Kindern und vor allen die junge, herrliche Sonja. Und etwas Heldisches haben sie alle. Katharina Iwanowna in ihrer grausamen Sorgenglut für die Kinder und nachher in ihrer Verehrung und Dankbarkeit für Sonja. Der Trunkenbold in seinem Glauben — in seiner Demut — in seinem Büßerhange zu Leid und Qual. Ich kann ihn nicht verdammen. Ich weiß nicht, was ihn zum Trunkenbold gemacht hat. Man besäuft sich oft zur Abwehr von noch Schlimmerem. Auch der Schnapsrausch vermag einen der Roheit und Enge der Gesellschaft zu entrücken. Und sein Laster verklärt sein Glaube. In ihm scheint das

überkommene Christentum Mensch geworden. In dieser Menschwerdung erkenne ich ihn wieder und reiche ihm die Hand. Ein Mensch in der lasterhaftesten Hülle ist immer noch mehr, als geputzte und gedrillte Anstandstiere, in denen das eigentlich Menschliche völlig getilgt ist. Und ich wende mich an Sonja.

Ich bin aufgestanden, so erregt bin ich noch, und durchquere die Küche. Das Feuer im Herde ist fast ausgebrannt, die Lampe flackert trübe. Aber Sonja steht vor mir und lebt im Bilde. Ich kann mich nicht von ihr abwenden. Ich muß immer wieder ihre Seele bestaunen, die nicht zögerte ihren Leib herzugeben, um Brot zu schaffen für hungrige Kinder. Ich fühle etwas Zärtliches und Verehrendes in mir auch für diesen jungen reinen Leib, der das Opfer vollbrachte. Das Denken daran will mir nicht aus dem Kopfe.

Ich komme erst spät zur Ruhe und schlafe unruhig und schwer. Sonja ist immer bei mir, auch in meinen Träumen. Daß es so etwas gibt, beglückt mich nachgerade. Ich kann ihr nur Liebes sagen und immer wieder: wie ich sie bestaune ob ihres Tuns. Varena, im Okt. 1911.

Anrufung / von Hugo Neugebauer.

Der du Himmels Schal' um Schale
mit im Weltenwirbel reißt,
alldurchzuckt vom Liebesstrahle,
Hauch und Licht, erhabner Geist,

ob du, goldnem Flügel trauend,
in den Aether dich erschwingst,
ob du, Feuerzähren tauend,
nachtgestirnig mich umringst,

Lenker meiner trägen Glieder,
meines Auges Himmelsglanz,
meiner Seele Schwunggefieder,
meiner Sinne Freudentanz,

Taumel meiner tiefen Stunden,
meiner Höhe helle Schau,
Schwert und Balsam meiner Wunden,
Lenzesbluft und Winterrauh,

Vater, Mutter mir im Kerne,
der im Grund du wurzelnd saugst
und im Wipfelrausch der Sterne
staunend deinen Schoß beaugst,

Tier und Pflanze, zwiegeschlechtig,
dich umarmend selbst genug,
todessüchtig, lebensträchtig,
Wahrheit, Zweifel du und Trug,

den ich Eins und Alles nenne,
dich, den Fernen und den Nahn,
den ich Stammelnder bekenne, —
kennst du mich, du großer Pan?

Spaziergang / von Ludwig Seifert.

Wie der matten braunen Blätter Fall
Auf dem kalten Schnee
Schwinden unsre vielen Worte all
Und sie tun sich weh:
Denn sie finden ja die Seele nicht,
Der sie zugedacht —
Ich die deine, du die meine nicht,
Und schon wird es Nacht.

Durch der Felder graue graue Weiten
In dem Nebel hin
Wie zwei Arme und Verirrte schreiten
Ohne Ziel wir und Sinn.

O wie fern die Feierstuben sind,
Spiel und Licht daraus . . .
Bruder, uns umweht der Bergeswind,
Kommen wir noch nach haus?

Spuk / von Hermann Wagner.

Nun bin ich wohl fertig.

Das Leben hat mich untergekriegt. Mit der ganzen rohen Plumpheit seiner zahllosen Gemeinheiten, Bosheiten und Lächerlichkeiten lastet es auf mir und hat mich so mürbe gemacht, daß ich kaum aufzumucken wage. Wie ein kranker Hund möchte ich mich in eine Ecke verkriechen, in irgendeinen Winkel, in dem mich niemand sehen und meiner Blöße und Schwäche sich freuen kann.

Eine merkwürdige Apatie hat sich meiner bemächtigt. Alles ist mir egal. Das Leben wirkt nicht mehr auf mich ein. Die Menschen laufen wie Marionetten vor mir her, ich stehe in keinen Beziehungen mehr zu ihnen.

Ich sollte sie hassen. Aber ich kann es nicht. Ich bin so entsetzlich müde und gleichgiltig...

Nur einen verzweifelten Wunsch habe ich noch: wenn es doch noch viel schlimmer käme! Das Schicksal sollte mich in seine eherne Faust nehmen und mich wütend an einen seiner Felsen schleudern. Höhnisch wollte ich dann wieder lachen und trotzig sterben.

Sterben...

Der Gedanke ist schön. Unbeschreiblich schön. Zu wissen,

daß man diesem endlosen Ekel so leicht und schnell ein Ende machen kann!

Was habt ihr Satten, ihr Geborgenen und Festen, vor uns Armen, die ihr verachtet, voraus? Es kommt der Tag, da legt ihr euch nieder und man verscharrt euren Kadaver so gut wie den unseren. Ihr Wänste, die ihr die Idee nicht kennt, wie Wanzen nur am Fleische klebt! Deren letzter Lebenszweck sich euch doch nur in der Befriedigung des Fraßes und der Brunst erschöpft! Bebt vor dem Tode, der euch alles nimmt! Wir Verlorenen sehen ihm lächelnd entgegen. Uns ist er eine Verheißung.

Uns wird er zur Erfüllung...

Ich sitze in einer trüben Ecke der Stube hinter dem Ofen und starre in den grauen und schmutzigen Nachmittag hinaus.

Der Himmel ist mit Wolken versackt und ein dünner endloser Regen klatscht eintönig auf den Boden. Es ist so ruhig wie in einem Leichenhause. Eine Uhr gibts hier nicht und der Wecker funktioniert nicht mehr. Leise und schwer schleichen nur aus dem Bette die Atemzüge der Kranken.

Und zum tausendsten Male geht mir der Gedanke durch den Kopf: was wirst du jetzt machen?

Ich bin wieder stellungslos. Bin überhaupt unverwendbar im praktischen Leben. Und ich hatte mir doch wirklich Mühe gegeben! Ich kann rechnen, schreibe eine gute Handschrift und war gewissenhaft. Mit Aufbietung aller meiner Kräfte hatte ich mir jenen Stil angeeignet, den sie den kaufmännischen nennen. Aber alles vergebens. Es war da immer etwas, das mich von den anderen schied. Immer hingen mißtrauisch und hochmütig die Augen des Chefs an mir. Ich habe mich geduckt, mich ganz klein und demütig gemacht. Umsonst. Sie haben gewußt, daß ich ein Anderer war. Daß ich, während sie interessiert waren, gähnte. Und sie haben mir's nicht verziehn.

So bin ich noch einige Stufen tiefer gestiegen und lebe vom Zufall.

Ich lebe mit zwei ledigen Fabrikarbeitern in Aftermiete. Auch unsere Wirtsleute gehen in die Fabrik. Bei Tage ist das Haus wie ausgestorben.

Wir Mieter haben das Anrecht auf je ein Bett in der Kammer und können uns während des Tages nach Belieben auch in der Stube aufhalten. Den Morgen- und Abendkaffee ausgenommen, den uns die Wirtin kocht, verköstigen wir uns selbst. Licht und Heizung bestreiten wir gemeinsam.

Ich habe lange gerechnet und nüchtern Pläne geschmiedet und darf wohl hoffen, daß ich, wenn alles klappt, die Kosten meines neuen Lebens erschwinge. Sie sind ja sehr gering. Eine Einnahme von 75 Kreuzern pro Tag genügt. So viel bringt, wenn sie gut ist, sogar die Lyrik.

Meine Freunde, die Arbeiter, raten mir freilich, in die Fabrik zu gehen. Die Handgriffe in einer Weberei erlerne ich schnell und brächte es dann in kurzer Zeit leicht auf acht bis neun Gulden. Ich sei unabhängig, erledige täglich mein Pensum und kein Teufel habe mir etwas zu sagen. Das sei doch solid.

Sie haben Recht. Ob ich es wage? Soll ich mit meinen Versen betteln und hausieren gehn? Das ist weit schlimmer als die Fabrik.

Verse soll man schenken. Sich selbst. Höchstens denen, die sie lieben...

Die Kranke regt sich. Sie scheint zu erwachen.

Fast hätte ich sie vergessen. Mit der ich doch in meiner neuen Umgebung den meisten Umgang habe. Wenn sie nicht wäre, ich hielte, glaube ich, in dieser Enge nicht aus. Ihre Gegenwart wirkt besänftigend auf mich. Ich habe in ihr einen Genossen.

Sie steht wohl knapp vor dem Tode. Und weiß es nicht. Hofft mit Inbrunst auf das Leben. Lacht und tändelt, fühlt

sich von Tag zu Tag wohler und baut sich goldene Schlösser. Sie wird mit ihren vierundzwanzig Jahren, da sie vor dem Ende steht, noch einmal zum Kinde. Sie ist voller Sorglosigkeit und kennt keine Widerstände. Ihre Phantasie hat etwas ausschweifend Wildes und Vehementes. Die Hemmnisse des Lebens existieren für sie nicht. Sie tollt dahin wie im Traume und überwindet lachend Zeit und Raum. Sie wirkt auf mich durch den Kontrast und hält mich aufrecht. Früher hat sie mit dem Sohne der Wirtsleute gelebt, der zum Militär einrücken mußte und an Genickstarre gestorben ist. Seitdem hat sie zweimal den Blutsturz gehabt. Ihre Augen flackern immer wie die Lichter dünner Kerzen.

Jetzt ist sie erwacht. Sie gräbt die bloßen Arme aus dem Bette heraus und kreuzt sie gähnend unter dem Kopfe. Dann lächelt sie auch schon.

„Was machen Sie?" fragt sie mich.

„Nichts," entgegne ich leichthin und bestaune immer wieder ihre weißen Arme, die noch nichts von ihrer Rundung verloren haben.

Noch nie habe ich Arme von dieser blendenden Weiße gesehen. Von so reinem Teint, von so glatter und samtener Haut.

„Sehen Sie nur hinaus," sage ich schließlich, „wie es regnet."

Sie zuckt aber nur unmutig die Achseln und sieht gar nicht hinaus.

„Erzählen Sie lieber etwas," sagt sie gedehnt.

Plötzlich aber fällt ihr etwas anderes ein und sie wird ganz enthusiastisch:

„Ich habe einen wundervollen Traum gehabt," ruft sie aus. „Den muß ich Ihnen erzählen. Mir hat vom Süden geträumt. Von Italien. Es war alles so, wie Sie mir es gestern erzählt haben."

Ihre Augen sind weit geöffnet und sie scheint, was sie erzählt, noch einmal zu sehen.

„Ich habe eigentlich, wissen Sie, nichts Besonderes geträumt. Es ist gar nichts vor sich gegangen.

Ich war mit einem Male an einem herrlichen Orte. Und wußte sofort, daß das Italien war. Ein kleines Dorf ist es gewesen, mit wenigen Häusern und einigen Villen, die alle weiß waren und flache Dächer hatten. Auch das Meer war in der Nähe. Gesehen habe ich's nicht, aber es lag gewiß hinter dem Dorfe, da die Luft ganz voll von ihm war.

Der Himmel war blau und wolkenlos, die Luft heiß, aber nicht drückend und ermattend. Das machte das Meer. Ich ging auf einem sandigen Fußwege, der rings von üppigen Sträuchern eingesäumt war. Ein Graben floß in der Nähe und große und dichte Bäume boten mir Schatten.

Ich ging immerzu, wohl einige Stunden lang, und wurde nicht müde. Ich war ganz allein. Nur ein schönes blondes Mädchen ist mir begegnet, ein blutjunges Ding in einem leichten weißen Kleide, mit einem gelben Strohhut im Arm, um den ein tiefrotes seidenes Band gewunden war. Das Mädchen ging sehr langsam und las in einem Buche. Ich bin stehen geblieben und habe ihm lange nachgesehen. Bis es schließlich hinter den Sträuchern verschwand. Nur das rote Band sah ich noch immer aus dem grünen Laube hervorleuchten.

Dann war ich wieder allein.

Ich verfolgte den Fußsteig weiter und glaubte zuweilen zwischen den Kronen der Bäume in der Ferne einen spitzen Kirchturm hervorlugen zu sehen.

Auch Stimmen hörte ich, lebhafte und lachende Stimmen. Das sind Ausländer, dachte ich, die hier zur Erholung weilen.

Und ich stellte mir ein großes Hotel vor, mit mächtigen Terrassen und einem großen gepflegten Garten. In dem Garten gab es seltsam duftende Blumen von wilder und brennender

Schönheit. Auch Springbrunnen waren da. Sie warfen ihr Wasser in phantastischen Bogen und Kurven der Sonne entgegen und leuchteten und glitzerten, als wären sie von Kristall.

Und plötzlich war es mir auch, als sei ich einer der vielen Gäste des Hotels.

Ich ging in eleganten und reichen Kleidern und war eine vornehme und schöne Dame.

Eine ganze Flucht von Zimmern gehörte mir.

Alle waren sie auf das vornehmste und kostbarste möbliert, hatten schwere Teppiche, über die man wie auf Wolken dahinschritt, und Tapeten von graziöser Einfachheit und Schönheit der Farben und des Stils. Namentlich mein Schlafzimmer war ein Märchen. Seine Wände waren mit hellblauer Seide drapiert, das Bett war niedrig und breit, aus schwarzem, glänzenden Holze, mit herrlichen Schnitzereien versehen. Die zierlichen Polster waren mit duftigem Battist überzogen und hatten Einsätze von echten Spitzen. Die Decken waren aus schwerem gelben Seidenbrokat. Das kostbarste aber war eine Ampel. Es war eine durchsichtige Schale, ein einziger oval geschliffener Ametyst, in dem inmitten des goldenen Oels nachts das matte Licht hin und her flackerte wie eine zitternde Seele.

Hier habe ich hunderte Nächte verträumt.

Die Fenster waren weit geöffnet, der Mond huschte lautlos herein und legte sich behaglich an das jungfräuliche Blau der Wände. Und aus dem Garten drang das Plätschern des Wassers wie neckisches Gekicher nächtlicher Geister.

Stunde auf Stunde habe ich mit geschlossenen Augen gelauscht.

Aus der Ferne quollen dann mächtige Akkorde eines großen Orchesters und starben nach wogendem Aufbrausen in einem klagenden Finale. Schmachtende und süße Töne einer Geige lösten sich los, biegsam und schlank wie junge Weiden,

und verklangen in Lispeln und Schluchzen. Bis zuletzt nur noch ein Zittern und Wehen um mich war. —

Aber plötzlich fand ich mich wieder auf meinem schmalen Pfade von Sand, sah die raschelnden Aeste über mir und ging, das Herz voll trauriger Sehnsucht, einsam weiter des Wegs. Weinte ich oder kam es wie ein müder Aufschrei aus den wogenden Gräsern?

Der Weg wurde schmaler, die Sträucher lichteten sich. Die Bäume verschwanden und ich hörte auch das Rieseln des Grabens nicht mehr. Ein wehes Frösteln kroch über die Gegend, die immer kahler und trüber wurde. Ich ging über späte Stoppelfelder, über welke Wiesen und gepflügte Aecker, deren kalte Erde braun und nüchtern starrte.

Und mühsam stieg ich einen Hügel hinan.

Da sah ich weit unten, im Nebel, die Heimat." — —

— — — — — — — — — — —

Ich fahre auf.

Wo bin ich?

Suchend schweifen meine Augen in der Dämmerung umher und finden sich endlich zurecht.

Ich seufze.

Die Kranke liegt wieder ruhig und schläft. Hat sie mir nicht ihren Traum erzählt? Oder habe ich ihn, als sie erzählte, noch einmal miterlebt?

Der Regen draußen fällt eintönig weiter. Mühsam ringt sich ein schwacher Lichtschein hier und dort durch den Nebel.

Bald werden die Arbeiter nach Hause kommen.

Die Luft in der Stube wird von dem Qualm der Pfeifen heiß und beißend werden. Gelächter wird sich breit machen und rauhe und gellende Worte werden wie Faustschläge dröhnen.

Ich aber werde verstohlen die hölzerne Treppe zur Kammer hinaufsteigen und schweigen...

Josef Georg Oberkofler / Sonette.

Die späten Blumen.

Die Astern blühen und die Georginen
Verhauchen welkend ihre letzte Glut;
Die herbstlichmüde, blasse Sonne ruht
Mit Mutterblicken wehmutsvoll auf ihnen.

Sie kennen nicht des Maien Uebermut
Umschwärmt von Schmetterlingen und von Bienen,
Des Sommers Pracht hat ihnen nie geschienen,
Und nur der Herbst gibt kargen Lebens Gut.

Ihr spätgebornen Kinder, über euch
Wird manches schöne, bleiche Mädchen sinnen,
Dem spät sich aufschloß goldner Liebe Reich.

Wenn eure Schwestern lange schon von hinnen,
Seid ihr beglückter: an den Busen weich
Wird sie euch drücken, stille Trösterinnen.

Trauriger Bote.

Ein kühler Nachtwind flattert um die Mauer
Und irrt davon und schleicht heran und geht
Auf leisen Sohlen durch das Gras und weht
Zum Fenstersims und legt sich auf die Lauer —

Und lauscht und schmiegt sich an das Fenster; späht
Zu mir herein — mich faßt geheimer Schauer —
Und zeigt ein dürres Blatt, darauf voll Trauer
Dein süßer Name schwarz geschrieben steht.

Dann fährt er auf und seine Flügel schwirren
Wie eine Säge, die vier Bretter schneidet
Für einen Sarg, und ihre Zähne klirren

Ins Mark des Baumes; meine Seele leidet,
Indes verquirlte Bilder sie verwirren,
Wie meine Freundin aus dem Leben scheidet.

Der Höhlenforscher / von Karl Schoßleitner.

Ich rede vom Höhlenforscher als Typus und ausgeprägtem Idealbild seiner Gattung.

Der richtige Höhlenforscher unterscheidet sich von den übrigen Menschen nicht durch eine reichere Ausstattung mit Intelligenz — die wird wohl meistens vorhanden sein, sondern durch etwas qualitativ Verschiedenes, das zwar keinen Gegensatz zum Intellekt bedeutet, aber doch wie ein Jenseits oder doch wenigstens wie ein Abseits aller bewußten intellektuellen Kräfte anmutet —: eben durch das Ahnungsvolle, Seherische, wenn man will, durch den mystischen Einschlag. Und so kann möglicher Weise ein blutjunger Mensch ganz Hervorragendes leisten und einen reifen Mann weit überflügeln, der ihm sonst an wissenschaftlicher Vorbildung und langjähriger Erfahrung überlegen wäre, weil Kenntnisse und Erfahrungen nur Handhaben und Erleichterungen bieten, aber nicht die notwendige Vorbedingung ausmachen.

Dies sei vorausgeschickt.

Alles zu glauben und unterschiedslos zu glauben, ist beschränkt und dilettantisch, aber gerade das zu glauben, was sich hernach bewahrheitet und Bestätigung findet, ist inspiratorisch und genial. Für diese Auswahl gibt es nun kein Rezept. Doch der tiefere Mensch kann sie vornehmen und sie gelingt ihm ohne langes Besinnen auf den ersten anfassenden Griff, und so hält er von allem Anfang an ganz selbstverständlich an einer bestimmten Wegrichtung fest, weil er die Ahnung in sich trägt, daß nur diese zum Ziel führen kann.

Das fanatische Festhalten an scheinbar unsicheren Vermutungen und Hypothesen gehört mit zur Natur des Forschers und ist ein Teil des Unaufgeklärten, Geheimnisvol-

len und Unerklärlichen, das fast in das Leben eines jeden Entdeckers bedeutsam hineinspielt.

Die paar wissenschaftlichen Voraussetzungen, überhaupt das ganze intellektuelle Handwerkszeug ist außer ihm noch vielen anderen zugänglich und bekannt. Aber den Vielen ist es zu wenig, weil sie im besten Fall Vernunft und Logik zu Rate ziehen, damit aber nicht auskommen können; und so bleiben viele Versuche ungetan.

Dem Entdecker dagegen genügen oft die geringsten und unscheinbarsten Voraussetzungen, nicht aus Urteilslosigkeit oder Mangel an kritischem Scharfblick, sondern weil er ein anderes ausschlaggebendes Uebergewicht voraus hat, ein geheimnisvolles Plus, das er selber in sich trägt: Die innere Getriebenheit den Versuch zu wagen, die dämmernde Gewißheit, daß er zum Ziele gelangen wird. So geht er zur Ausführung.

Gäbe es unanfechtbare Vernunftgründe für seine Unternehmungen und weniger unsichere Aussichten auf Erfolg, dann würden sicherlich auch die Andern nicht ermangeln, einen Versuch zu beginnen, um den Erfolg für sich zu gewinnen. Aber das gibt es nicht. Das ist es eben.

Der Forscher muß die Zweifelreden der Andern ruhig anhören und kann ihnen zumeist nichts entgegnen, was sie überzeugen könnte. Er steht ihnen wehrlos gegenüber, das macht ihn oft überreizt. Ihm bleibt nur die Tat, um seine Ahnungen zu erhärten. So muß selbst der kleinste Entdecker immer wieder von neuem den Konflikt des Kolumbus und den Kampf gegen die „Ungläubigen" an sich selber erleben.

Es gibt keine Verständigung zwischen dem Höhlenforscher und den bloßen Intellektmenschen, er empfindet sie als die Jenseitigen, als Gegensatz, als die Störend-Vernünftigen, die Verderblich-Gescheiten und Bedächtigen, die Begeisterungslosen vom Grund aus, die ewigen Nörgler und nie-

mals Hingebend-Hoffenden, als die ins Vielfache gesteigerte Verkörperung der eigenen Hemmungen seiner allgemeinen Menschennatur im Gegensatz zu seiner besonderen Begabung.

Aus diesem doppelten Widerstreit: in sich und um sich (gegen die Anderen, Unbegabten) scheint die leicht irritierte Erregbarkeit und das jähe vulkanische Auflodern dieser Menschen nahe liegend und erklärlich.

Dazu kommt noch eine ungewöhnlich subtile Reaktion auf die Außenwelt ,eine differenzierte Aufnahmsfähigkeit von Sinneseindrücken, denn der Höhlenforscher gewinnt auch körperlich mit der Natur und ihren Kräften einen viel engeren Anschluß als irgend ein Anderer.

Der Forscher im Laboratorium benötigt vielleicht bloß gute Augen für seine Untersuchungen mikroskopischer Präparate, der Astronom desgleichen für die Beobachtung des Makrokosmos. Im Uebrigen können aber beide zierliche Gelehrtenmännlein sein, die nur in Glaskästen gedeihen, denn der eine braucht möglicherweise seinen Studiersaal überhaupt nicht zu verlassen, der andere guckt bloß hinaus in die Welt — aus seiner Sternwarte.

Der Polarforscher dagegen muß schon ein „wetterfesterer Kerl" sein, desgleichen darf auch der Aviatiker der körperlichen Tüchtigkeit nicht ermangeln. Aber immerhin, der eine fährt zu Schiff und zuletzt vielleicht auf dem Automobilschlitten und der andere sitzt in seiner Maschine.

Anders der Höhlenforscher:

Er ist der primitivste, zugleich aber auch der Selbständigste. Seine Bewegungsmittel sind Füße und Hände, er ist vor allen auf seine eigenen Kräfte gestellt, ohne Zuhilfenahme technischer Mechanismen. Er steht der Natur ohne Medien, Mikroskop oder Fernrohr, sondern unmittelbar, gleichsam in „natürlicher Größe" gegenüber, wenn ich so sagen darf.

Der Polarforscher hat die Magnetnadel, die ihm sicher den Weg weist, für den Höhlenforscher gibt es noch keine der-

artigen Apparate. Er muß sich selbst sein Magnet sein. Anders ausgedrückt: Er muß höhlen-sichtig und höhlen-süchtig sein, wenn die Neubildung nach Analogie von mond-süchtig erlaubt ist; nämlich in dem Sinne, daß der Betroffene getrieben ist, mit Verzicht auf die normalen Sinneswahrnehmungen einer geheimnisvollen Anziehung des Mondes zu folgen durch alle Stockwerke bis zum höchsten Giebel der Dächer hinauf.

Aehnlich geschieht es auch dem Höhlenforscher, der sich auf einmal einbildet, gerade dort müsse der Schluf noch weiterführen. Er klettert drauf los wie besessen, läßt sich durch nichts mehr zurückhalten und verzichtet auf die notwendigsten Sicherungen und Vorsichtsmaßregeln um nur rasch weiterzukommen — und wirklich, wie durch den schließlichen Erfolg solcher Unternehmungen schon des öfteren bestätigt wurde, haben sich in derartigen Fällen auch tatsächlich Fortsetzungen vorgefunden.

Wie er die Höhlen wittert, so spürt er auch die Witterungsumschläge voraus, gleich den Vögeln und dem vierbeinigen Getier. Er ist überzeugt davon, daß beispielsweise während seines Aufenthaltes in einer Wasserhöhle, deren Eingang höher liegt als die Haupträume, niemals Regenfall eintreten kann, so daß ihm die Rückkehr versperrt wäre; denn so sehr fühlt er sich sicher in seinem Scharfsinn, so sehr fühlt er sich als das bevorzugte Kind der Mutter Erde, daß ihm überhaupt kein Unfall zustoßen kann.

Aus diesem Bewußtsein seiner Sonderstellung und der daraus erwachsenden Ueberlegenheit ergibt sich seine unduldsame, tyrannische und kategorische Ablehnung aller hemmenden Einwände und Andersmeinungen.

Es ist schwer mit ihm auszukommen.

Entweder, er ist einer neuen Höhle auf der Spur, dann lebt nur dieser eine Wille in ihm, die Erforschung durchzuführen und löscht alle anderen menschlichen Interessen und alles

Verständnis für die Bedürfnisse und Wünsche anderer hinweg, so daß er nur zu oft für seine Umgebung unausstehlich wird in seiner Einseitigkeit, wenn auch seine Intensität und Vehemenz, objektiv betrachtet, bewundernswert erscheinen mag, da sie ihn auch körperlich an Geschicklichkeit, Ausdauer und Kräfteentfaltung zu Höchstleistungen befähigt, die ans Unglaubliche grenzen — wie ein Krampfzustand eines letzten Erfülltseins und einer fanatischen Besessenheit.

Oder aber im anderen Fall, wenn sich keine Höhlen finden lassen, oder sich Hindernisse und Widerstände in den Weg stellen, die augenblicklich wirklich nicht überwindbar sind, dann wird er gleichfalls unerträglich durch Mißmut, Unwillen und verärgerte Gereiztheit.

Wenn ihn die anderen nicht zu behandeln wissen, weil sie ihn nicht verstehen können, dann wird die Kluft zwischen ihm und den anderen Menschen umso fühlbarer und es wird geschehen, daß er das nächste Mal allein eine Höhlenfahrt unternimmt, diesmal aber ohne Entdeckergelüste, sondern vielmehr aus Herzensbedürfnis, wenn ich so sagen darf. Er flüchtet gleichsam in den Schoß der Mutter Erde zurück, aus dem er gekrochen ist, weil er sich darin allein geborgen und zu hause fühlt.

Der Höhlenforscher ist der Menschen- und Oberwelt-Flüchtige und seine Beziehungen zur Natur sind von solcher Intensität, daß sie gleichsam erotisch betont erscheinen. Er ist der Pantheist von Anbeginn, nicht aus der Abstraktion einer philosophischen Weltanschauung, sondern gleichsam aus einer animalischen Notwendigkeit.

Er bedeutet in seiner Begabung mit den primitivsten Instinkten und in seiner Anpassung an die Natur einen Grenzwert der Ursprünglichkeit, zugleich aber auch vermöge seiner subtilen seelischen Reaktionen einen Grenzwert in der Kompliziertheit feinster Nervenwirkungen und ist vielleicht ebenso eine „Krankheitserscheinung" wie die seltene Blume des

Gärtners, die reicher, voller, üppiger, farbenbunter und duftender ist als die „normalen“ Geschwister ihrer Verwandtschaft, die zu ungezählten Tausenden über Wiesen und Hügel verstreut sind.

Das Gastmahl des Herbstes / von Carl Dallago.

Von allen Dingen streift ein fremdes Wehen
von Atemzügen, das von weither quillt,
die Frische und die Luft und macht sie stiller;
sie fühlen sich gedrängt in sich zu gehen
vom fremden Hauch, der ihre Seelen schwillt.
Und zaghaft lauschen sie, dann geht ein Bangen
durch ihre Körper und sie atmen schwer,
die Stimmen werden unsicher und schriller;
erst langsam fällt von ihnen dumpfes Hangen
und sie ergreift ein Glühen mehr und mehr.

Es ist ein Lebensfieber, das in allen Seelen
der Dinge wie ein Brand ausbricht und sprüht;
und jedes Ding will seine Kraft ausgeben
in Funken, die sich nach Erfassen quälen,
und jed Erfassen aufzulohn sich müht.
Und auf das Lohn der vielen Seelenflammen
weht immerfort das Grenzenlose ein
gleich schwerem Atem ungezählter Leben,
die sich in grauem Schweigen tun zusammen
und dennoch alle Dinge überschrein.

Es ist der Herbst in des Vergehens Armen,
der sich um Weiten schlingt und jedes Ding
und alles schweigend sich zu Gaste lädt, —
und alles läßt er insgeheim erwarmen,

das seinen kühlen Händedruck empfing.
Von herben Höhen senkt sein Schritt sich nieder
zu Tal und Schluchten, die er bunt behängt
und ausgestaltet sich zum Saal und sät
noch falbe Töne rings wie müde Lieder,
in die er Wehmut und Erinnrung mengt.

Und tiefer dringt sein Wesen in die Dinge
die lauschend und verworren ihn umstehn.
Dann breitet er sich herrschend aus im Schauen,
ob nichts sich ihm zu wehren unterfinge
und alle seinem Schweigen unterstehn.
Und fängt zu flüstern an, und seine Rede
verspüren alle tief, die um ihn sind.
Der müde Ton legt sich wie ein Betauen
um sie, das wie ein wunderlich Gefäde
sich ganz hinein in ihre Seelen spinnt.

Und wieder gleicht sein Reden einem Strahle
der zu den Dingen sich in Lust gesellt,
daß ihre Seelen öffnen sich und leuchten: —
so ragen sie wie glänzende Pokale
mit glühendem Gefühl für diese Welt.
Von oben träuft ein Blauen in den Becher,
das offen hält der Seelen Ueberschwang.
Die Luft des Herbstes Atemzüge feuchten.
Und jede Seele scheint ein trunkner Zecher,
der ahnend feiert seinen Untergang.

* * *

Durch des Gelages lichterlautes Weben
des Herbstes Stimme festlich klangvoll rauscht
und zügelt rings der Dinge Ueberschäumen.
Es waltet bald ein rauschendes Bestreben

in seines Saales ausgedehnten Räumen.
Und wärmer fliegt sein Wort, wie wenn ein Vater
mit seinen Kindern traulich Zwiesprach tauscht —
und kündet klar: „Dem Lichttrunk wehr' ich nicht.
Mir selbst ist einzig nur das Licht Berater,
das ewig sich um diese Erde flicht.

Doch wenn ich komme schwinden schon die Kräfte
des Lichtes, nur sein Blick noch tiefer glüht;
der schafft in euch die Seelen viel bewegter,
indes euch müder rinnt der Fluß der Säfte
und schon ein Abschiedsahnen euch erblüht.
O zagt nicht drum, ihr Bäume und ihr Auen,
ihr Blumen, Halme, Hang, die ihr still trinkt —
o trinkt das Leben umso unentwegter,
trinkt zu vom Grat her das versonnte Blauen,
trinkt alles auf, was euch an Lichtern winkt!

Bleibt aufrecht vor der Schwermut düstren Weisen
wenn ein Verdämmern in euch um sich greift:
ich bin in euch und teile eur Geschick! —
In meinem Zeichen wächst man sich zum Weisen
und lebt in Dankbarkeit dem Augenblick.
Und wehrt euch nicht, wenn bleiche Mächte siegen,
wohin auch immer euer Schauen schweift;
laßt sonder Kleinmut sie an euch heran!
Zu unsrer Art gehört das Unterliegen
als Merkmal, daß wir Größrem untertan.

Hört nur! Mein eignes Wesen fällt zerstörend
auf euer Sein." (Des Herbstes Haupt sich senkt)
„und windet euch den Lichttrunk aus den Händen,
all eure Klagen völlig überhörend
von einer dunklen Uebermacht gelenkt.
Nicht zaghaft, hört!" — (er spricht's mit rauher Geste,

als fühlt er schon das nahende Geschehn;
der Blick ringt mühsam noch in letzten Bränden.)
„Trinkt unverzagt die letzten Lichterreste —
auch das Vergehn ist ein Vorübergehn!“

Hier rankt sich um das Reden ein Bedrängen,
das irgendwo im Zeitenlauf entspringt;
es kämpft das Wort und will sich weiter tragen
und findet nicht mehr Kraft sich durchzudrängen
im nebligen Gewog von Nacht und Tagen.
Der Blick des Herbstes sucht versprengtes Leuchten,
das noch herüber als Erinnerung klingt;
dann welkt er sichtlich, altert und ergraut —
die müden Augen scheinen sich zu feuchten,
als er des Saales Glanz verdämmern schaut. — —

* * *

Es blüht ein scheues Schweigen auf im Saale,
das jedes Ding mit fremdem Weh erfüllt.
Zurückgesunken lehnt der Herbst im Raum;
und fern verscheucht aus einem grauen Tale
sein rauher Odem einen zarten Traum.
Und frierend knäult ein Hang sich fest zusammen,
und fröstelt wie von leisem Graun erfüllt.
Der Blätterfall der Bäume Form verwischt;
nur Lärchen stehn empor wie steile Flammen,
drin sich die Stille eines Sterbens mischt.

Den weiten Talplan überkommt ein Schauern,
so herbe streift ein Lufthauch drüber hin.
In bleichen Pappeln rauscht es klagend auf.
Buschwerk und Strauch sich ängstlich niederkauern
und starren zitternd in das Blätterfliehn.
Und weiter webt des rauhen Odems Walten

in alle Dinge düstre Töne ein.
Die Blätterleichen türmen sich zuhauf
Die Dinge gleichen drohenden Gestalten
im fahlen, immer trübren Lichterschein. — — —

Und Nebel überziehn des Tales Flanken,
um Schlucht und Halden droht die Wolkenwand,
die wie ein Riesentier im Raume kriecht
und überdunkelt jeden Lichtgedanken,
den mühsam sich der Dinge Seele flicht.
Und stille wird es weithin. In den Dingen
verkriecht die Seele sich. Des Herbstes Hand
erstarrt und läßt von allem langsam los.
Die Wiesen schlafen. Baumgerippe schwingen
bleiern. Ein Weingut friert und zittert bloß.

Zwei Trauerweiden wie ein Lied sich heben
noch hoch in ihrer grünen Flechtenzier,
die um die liebgedehnten Glieder fließt.
Ein Windhauch läßt sie bis ins Mark erbeben,
sie krümmen sich wie ein verwundet Tier.
Und als der Herbsthauch sie befällt wie Hiebe,
der Raum verödet starrt, und wie ein Grab
ein Nebelbraun die Weiten dumpf umschließt,
lassen sie erst von ihrer Lebensliebe
und werfen ruckweis ihre Flechten ab.

Dann müht sich schwer aus bleichen Nebelungen
verdehnter Astung dunkler Gliederbau.
Fast schreckhaft ragt der starren Formen Wucht
und zeigt die tiefe Kraft, die hier gerungen,
bis sie erlahmte in des Lebens Flucht.
An alle Dinge nun ein Grauen tastet
und formt den Raum zur ödebangen Au.

Wo einst der Herbst sich sammelte zum Mahl,
sich nun sein Atem mühsam überhastet
und sein Verröcheln hallt noch durch den Saal.

Es wächst die Stille. Wie ein finstrer Schleicher
drückt sich das Grenzenlose durch den Raum.
Unheimlich stehn der Bäume fahl Skelette.
Noch immer stiller wird es — immer bleicher,
als wenn der Atem stille stünd im Raum.
Ein toter Held entsinkt der Herbst den Händen
erstarrten Seins und wühlt sich noch sein Bette
mit seiner Schwere in den Gründen aus; —
und sinkt und wühlt mit seinen toten Händen.
Und drüber streckt sich das Vergehen aus.

Aus „Ein Mensch", Roman in Bildern. Verlag Axel Juncker, Berlin.

Fiducit.

Der „Föhn", eine tirolische Halbmonatschrift für Literatur, Kunst und Leben (Herausgeber: Rudolf Brix, Franz Kranewitter, R. W. Polifka) hat mit einem Doppelheft das Erscheinen eingestellt. Daß Herr Polifka den traurigen Anlaß dazu benützen würde, sich selbst einen bewegten Nachruf zu halten, war vorauszusehen, ist menschlich verständlich und somit pietätvoller Ignorierung wert. Was ich aber nicht stillschweigend zu respektieren gedenke, ist die aufdringliche Feierlichkeit, mit der Herr Polifka bemüht ist, seinem wohlverdienten Nachruf auf sich selbst den eitlen Anschein einer Abrechnung mit mir zu geben. Er weiß: die Rechnung stimmt nicht. Nicht, weil sie Irrtümer enthält. Nein, weil sie gefälscht und, wie ich anerkenne, nicht ungeschickt gefälscht ist. Das Bewußtsein dieser Geschicklichkeit mag Herrn Polifka in letzter Stunde froh und tapfer gemacht haben;

aber das Bewußtsein, damit erhebliche Passivposten in der Bilanz seiner Verdienste verschleiert zu haben, macht ihn doch wieder kleinmütig und verzagt. Er ist kein konsequenter Charakter. Für den totsicheren Fall, daß mich die Lust anwandeln sollte, ihm durch die falsche Rechnung den entscheidenden Strich zu ziehen, droht er mir schon im vorhinein, nichts mehr mit mir bereinigen zu können. „Und wenn", so schließt er, „Herr von Ficker auch jetzt noch seine Zeitschriftenschau fortsetzen will, so habe ich ihm die Arbeit wesentlich erleichtert. Schon dadurch, daß ich diesen Aufsatz im letzten Föhn-Heft bringe. Er hat keine Entgegnung mehr zu erwarten und keine Richtigstellung mehr zu fürchten. Ich bin nicht mehr in der Lage, Unwahrheiten und Flegeleien abzuwehren. Das mag ihn froh und tapfer machen." — Sei's drum; aber alles das beweist doch, daß Herr Polifka nicht mir, sondern *sich* die Arbeit erleichtern wollte. Die Frage, ob er auf meine Entgegnung reagieren kann oder nicht, hat doch nur er zu erwägen, nicht ich. Und was ich von ihm zu erwarten habe und was zu „fürchten", hat ausschließlich ihn zu kümmern; mir erscheint es unbeträchtlich. Was also soll die schlotternde Herausforderung: wenn du auch jetzt noch mir die Stirne bietest, bist du ein Flegel; denn greif mir an die Stirn und fühl: ich kann mich nicht mehr revanchieren! Und was die triumphierende Geberde einer Logik, die mit dem Hinweis einzuschüchtern sucht: du hast von mir nichts mehr zu fürchten, also bin ich wehrlos! Armer Effekthascher! Wahrlich, nichts vermöchte die Tragikomik solcher Ueberlegenheit drastischer zu beleuchten als dieser letzte blitzende Blick eines sterbenden Fechters, der noch im Niederbrechen das Kunststück fertig bringt, sich und die Situation, in der er sich befindet, auf den Kopf zu stellen. Die Sicherheit, die er dabei zur Schau trägt, mag ihm und seinem gläubigen Anhang warm machen, *mein* Mitgefühl ruft sie vergebens an. Und wär' es auch nur

deshalb, weil sie in jenen müd-elegischen Ton sich flüchtet, in dem sich — Herr Polifka bewies es — so gut dichten und so schlecht zur Sache sprechen läßt. Ich bin daher, es tut mir leid, zur „Tapferkeit" gezwungen. Da die ausgesprochene Abneigung Herrn Polifkas, sich lahm legen zu lassen, indes so weit geht, daß er sich lieber selbst gleich lahm legt, so will ich ihm entgegenkommen und mir nur jene Genugtuung verschaffen, die seiner hilflosen Lage ebenso wie meinem aufrechten Standpunkt entspricht — nämlich die: Ihm auf die Beine zu helfen.

Es ist ja auch nicht einzusehen, warum Herr Polifka nach diesem blinden Knalleffekt partout die Flinte in das Korn werfen will. Daß er so vorsichtig war, sich seine geharnischte „Abrechnung" mit mir bis zum Moment des eigenen Abrüstungskommandos aufzusparen, ist ja gewiß fatal; und ist umso bemerkenswerter, als ich ihm den Anlaß zu jener Richtigstellung, die die dürftige Grundlage seines letzten Angriffs bildet, schon vor dreiviertel Jahren gegeben habe. Aber Vorsicht ist die Mutter der Feigheit und keiner Nachsicht wert. Und so gerne ich geneigt bin, seinen Wunsch nach Ruhe zu begreifen — ein *Recht* auf Ruhe, das er respektiert wissen will, hat Herr Polifka nur insolange, als er zur gründlichen Mißachtung dieses Rechts nicht selbst herausfordert. Dies aber hat er wiederholt getan. Zunächst, wie ja erinnerlich, als strategischer Wortführer der einst im literarischen Diplomatenschoß des Café Lehner abgekarteten Theaterkampagne; des weiteren als Satiriker wider Willen, als er zur Brandmarkung eines Pseudonyms, das ich schon längst verworfen, die Legende von Fortunatus, der „einen Glücksäckel sein Eigen nennen konnte", rapportierte, dabei aber mit der ihm eigenen Diskretion verschwieg, daß er denselben Säckel zur Unterstützung seiner gefährdeten Kulturmission einst selbst in Anspruch genommen hatte. Diesen und anderen Fällen, die Herrn Polifka schließlich

bewogen, die Rolle eines publizistischen Bonvivants mit der eines kulturellen Märtyrers zu vertauschen, reiht sich der letzte würdig an. Trotzdem er ein Unrecht feststellt, das ich mir — mit Recht — zuschulden kommen ließ.

Nämlich: Herr Polifka ist mit Herrn Robert Böhm nicht identisch. Ich nehme das mit Bedauern zur Kenntnis. Denn ich weiß nun eigentlich nicht, wem ich Abbitte leisten soll: dem in Prag lebenden Herrn Böhm, der als gebürtiger Bozner in einer tirolischen Revue den Rosengarten für einen Gletscher ansieht, oder dem hier lebenden Herrn Polifka, der als gebürtiger Böhm und verantwortlicher Hüter dieser literarischen Aussichtswarte nicht „in der Lage" ist, den anscheinend nicht mehr recht bodenständigen Landsmann auf diese optische Täuschung seines Erinnerungsvermögens aufmerksam zu machen. Bei aller Bereitwilligkeit zur Selbstzerknirschung aber kann ich mich doch dem Eindruck nicht verschließen, als sei meine scheinbare Unbedachtsamkeit viel weniger beträchtlich als die offenkundige Bedachtsamkeit, mit der die beiden Herren die Identifizierung so lange stillschweigend ertrugen. Wie kommt es, daß sie nicht sofort auf meine erste Verdächtigung hin die Sache richtig stellten? Es wäre doch so leicht für sie gewesen, durch eine einfache § 19-Berichtigung sich gegen eine weitere, womöglich folgenschwere Verwechslung des einen mit dem anderen zu schützen. Denn damals konnte es noch so geschehen, daß es für Herrn Polifka wirklich etwas wie eine kleine Genugtuung bedeutet hätte. Aber nein, die Herren wollten meinen Irrtum ausreifen lassen, und nun haben sie die Bescherung: daß sie sich öffentlich in die Ehren einer Blamage teilen müssen, die ich versehentlich nur einem aufzubürden wagte. Wie wirkungslos verpufft nun diese nachträgliche Enthüllung, die mit dem Nachweis identisch ist, daß ich statt eines dieser typischen Vertreter unserer Bodenständigkeit gleich deren zwei porträtähnlich getroffen habe! Zwei noch dazu,

die sich so zum Verwechseln ähnlich sehen! Denn darauf hätte jeder Unparteiische geschworen, daß die beiden Aufsätze dieses ungewissen Böhm sehr wohl von Polifka verfaßt sein konnten. Ich sage ausdrücklich „konnten". Denn was wiegt dieser Möglichkeit gegenüber die Gewißheit, daß sie von ihm nur redigiert sind! Was bedeutet die aufgeklärte Tatsache eines belanglosen Irrtums gegen die belangvollen Tatsachen, die diesen Irrtum blind ins Leben riefen! Können Irrtümer „berichtigt" werden, die als Verhängnisse geboren wurden? Und ist der unbefangene Trugschluß, daß diese Beiträge von Herrn Polifka geschrieben seien, etwa bedenklicher als die erzwungene Entdeckung, daß sie ihm nur auf den Leib geschrieben sind? Ja, möchte man nicht lieber jetzt noch wünschen, er vermöchte sich zu jener Besprechung eines Werkes von Dallago zu bekennen, die genau dem entspricht, was mir Herr Polifka früher einmal gesprächsweise als sein eigenes Urteil dargelegt hatte? Möchte man sie als eine pseudonyme Reverenz nicht lieber ihm zugute halten als einem nunmehr sicheren Herrn Böhm, den Dallago nicht kennt und dem er schwerlich je Gelegenheit gegeben hat, ihm so tief in die Augen blicken zu können, daß es zur Konstatierung, es seien die Augen eines „Heiligen", ausreichen mochte?! Schade. Was man früher als beherzten Eindruck gelten lassen konnte, entpuppt sich nun als schmockhafter Ausdruck. Und so rächt sich eine Aufklärung, die mit einer Feststellung das Symptomatische des Falls verrücken und mit einer äußeren Gelegenheit eine innere Verlegenheit bemänteln wollte.

Die Unlust, aus meinem Irrtum „eine publizistische Münze zu prägen", kann ich unter diesen Umständen Herrn Polifka wohl nachfühlen. Trotzdem bedaure ich, daß er es unterlassen hat. Es war immerhin der einzige reale Anlaß, mir eine „Wahrheit" zu sagen. Jedenfalls wäre es sympathischer gewesen als sich in „diskrete" Andeutungen und in eine drei-

ste Verleumdung wie diese zu verirren: ich hätte ihm, Herrn Polifka, in einer Glosse Gewinnsucht vorgeworfen. Er meint zwar selbst, dies sei von mir derart versteckt geschehen, daß ich nicht hoffen könne, es würden andere als er meinen Humor verstehen. Nun also. Aber abgesehen davon, daß meine Art genügend offen ist: wem will Herr Polifka dies weismachen? Doch nicht mir, der ich am besten weiß, mit welchen Opfern eine Zeitschrift rein literarischen und künstlerischen Willens in Tirol am Dasein zu erhalten ist?! Ich hoffe also, daß es auch ihm erst nach verzweifeltem Bemühen gelungen ist, sich zum Verständnis eines Humors durchzuringen, der nur sein eigener Galgenhumor gewesen sein kann. Denn nichts vermöchte meine Ueberzeugung, daß Herr Polifka das Ungemach, das ihm durch m i c h widerfuhr, als das einzig verdiente empfindet, gründlicher zu rechtfertigen als die Tatsache, daß er zu plumpen Erfindungen greifen muß, um sein gutes Recht zu beweisen. Wie wäre es auch sonst verständlich, daß er die an sich haltlose Versicherung seiner „Naivität" und seines „Ueberflusses an ehrlichem Idealismus" durch die noch haltlosere Verdächtigung zu stützen sucht, ich hätte ihm den „Föhn" abnehmen wollen, um ihn selbst weiterzuführen! Er weiß so gut wie ich, daß es die Herren Brix und Kranewitter waren, die seinerzeit eine Aktion zur Sanierung der genannten Zeitschrift einleiteten und, da sie mit der Redaktionsführung des Herrn Polifka nicht einverstanden waren, ihn zum Rücktritt bewogen und mir die Leitung antrugen; er weiß, daß er diese seine Rücktrittserklärung auf eigene Faust in den Wind schlug und daß ich selbst meine Zusage sofort zurückzog, als ich merkte, daß die beiden Herren mir zwar Arbeit und Verantwortung, sich aber das Kommando zugedacht hatten; er weiß, daß trotz wiederholter Versuche, mich umzustimmen, ich auf meinem ablehnenden Standpunkt verharrte und daß die Herren schließlich, der Not gehorchend u n d dem eigenen

Triebe, konziliant zu ihm zurückkehrten, um in der Folge als Mitherausgeber die Aera jenes aufgewärmten „Föhn“ zu begründen, dem Herr Hermann Bahr das beruhigende Geleitwort auf den Weg mitgab: „Und wenn man es in Eurem eigenen Land noch immer nicht merken will, was Ihr seid, und nicht auf Euch achten, so macht Euch nichts daraus, das ist nun einmal schon in Oesterreich nicht anders!“ — Möglich, daß seinerzeit die Herren Brix und Kranewitter die Verpflichtung fühlten, sich der „wertvollen Mitarbeiterschaft“ Herrn Polikkas zu versichern, und ihm für die „vielen gebrachten Opfer“ ihren unverbindlichen Dank aussprachen; mir fällt eine solche Heuchelei auf keinen Fall zur Last. Und wenn Herr Polikka, um meine Haltung weniger eindeutig erscheinen zu lassen, in der schweren Stunde, da er sich den „Föhn“ abtreibt, auf Briefe anspielt, die er von mir hat, so sage ich: heraus mit ihnen! Den Brief von mir möchte ich kennen lernen, der die Veröffentlichung zu scheuen hätte! „Herr von Ficker kann bei mir auf volle Diskretion rechnen“, meint dieser Nichtssagende, doch scheinbar Vielverschweigende beherzt. Er aber wisse: der „Brenner“ steht ihm zur Entgegnung offen! Denn ich verbitte mir seine Diskretion. Ich wünsche volle Indiskretion. Verstanden?!

Ludwig von Ficker.

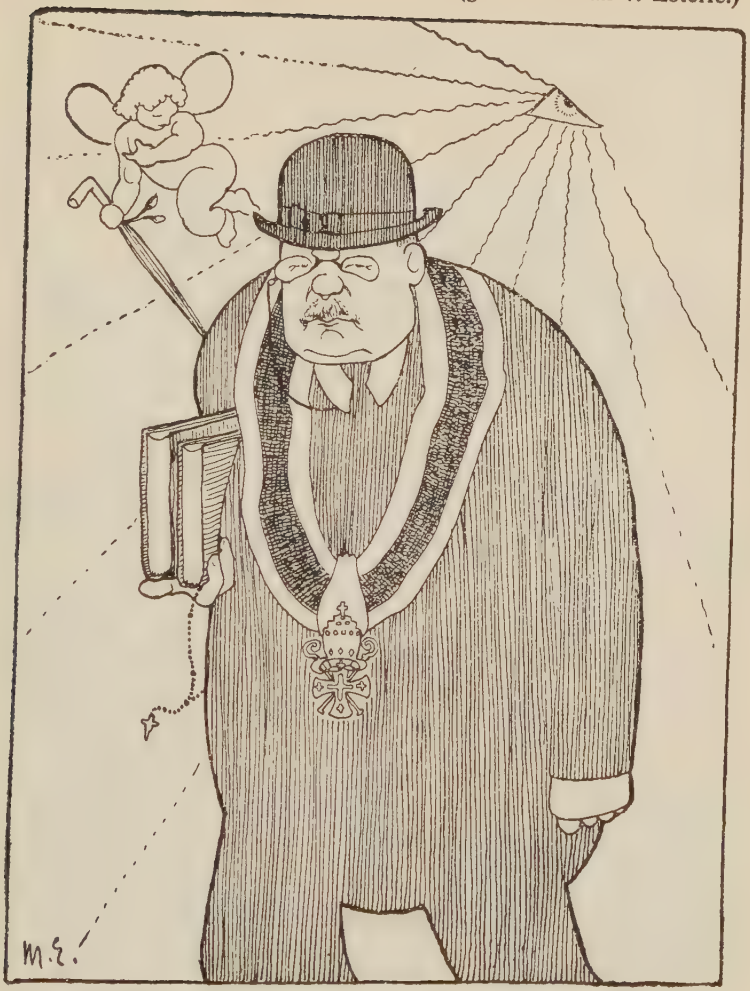
Innsbrucker Kunstschau XIII.

Max Angerer-Schwaz: Kollektiv-Ausstellung im Ferdinandeum. Angerer gehört zu jenen sorglosen Künstlern, die in sich selbst nicht genügend Veranlassung finden, ihre starke Begabung zu kultivieren. Wenn auch äußere Widerstände fehlen, etwa schwerer materieller Kampf, vernichtende Kritik oder derartiges, so verfallen sie leicht dem Fehler, ihr frisches Ungestüm in die Natur hinauszutragen, wie der Amateur seine Camera, und drauflos zu knipsen, wo sich

nur ein nettes „Motiv" zeigt. Angerer tut dies auch, und zwar sehr geschickt, mit einem treffenden Blick für angenehme Naturausschnitte, aber, daß seine Arbeiten seit Jahren sich gehaltlich so ähneln, als wären sie in derselben Stunde entstanden, sollte ihm zu denken geben. Er verpufft eigentlich seinen ganzen künstlerischen Impuls in Quantität. Man begreift sehr gut, daß er daheim bald mit den vorrätigen Motiven „fertig" war und jetzt auf weiten Reisen genügend starke Eindrücke sucht. Es ist bezeichnend für seine Art, daß gerade das Beste dieser Ausstellung, in ihrer Zusammenstellung ebenso sorglos wie sein ganzes Schaffen, aus Spitzbergen geholt ist. Der burschikose Verkehr Angerers mit seiner Kunst verschleiert ihm eben die Schwierigkeit und Tiefe seiner heimatlichen Probleme, die in unerschöpflicher Fülle vorhanden wären. Er mißachtet jene demütige Hingebung, der sich die Natur erst auftut. Manche seiner Arbeiten zeigen daher eine innere Leere, vor der man allmählig ein leises Grauen zu empfinden beginnt. Man vermißt gerade die Verfeinerung und Vertiefung, die dem Künstler zwar Furchen ins Gesicht gräbt, aber ihn vom Routinier unterscheidet und allein auszudrücken vermag, daß sein Schaffen der Mühe wert war. Angerers großes Talent kommt nur in ganz wenigen Bildern voll zum Ausdruck. Und, daß er vielleicht nur seine weniger guten Arbeiten nach Innsbruck sandte, ist nicht wesentlich neben der Tatsache, daß er heute dieses weniger Gute schon aus dem Handgelenk heruntermalt. Man kann nur wünschen, daß Angerer den bösen Ernst seines Abweges bald aufs tiefste empfände, und ihm nur raten, weniger rasch zu arbeiten, alle Bequemlichkeitsbehelfe, wie den gefährlichen schwarzen Malgrund, zu verwerfen und vor der Natur das Herz weiter aufzutun.

Albert Plattner: Porträt (bei Unterberger). Bei oberflächlicher Betrachtung recht lebendige Silhouette. Näher besehen bleibt die Leinwand das Feinere schuldig. Plattner wird nicht so leicht das Fahrwasser des „gesuchten Porträtisten" verlassen. Dazu ist der pekuniäre Segen dieses Metiers ein zu fester Anker. Seine künftigen Porträts dürften also genau dieselben Qualitäten zeigen, wie die bereits besprochenen; was es rätlich erscheinen läßt, das nächste Dutzend kollektiv zu behandeln.

(gez. von Max v. Esterle.)



Alma Mater
Oenipontana IV

Hofrat von Pastor

Director des
„Istituto Austriaco di studi storici“
in Rom.

Max von Esterle: Zwei Schneebilder (bei Unterberger). Das kleinere sichert sich durch den lebhaften Kontrast Blau-Weiß eine gewisse Wirkung auf Distanz. Aber im Grunde fehlt das malerische Gleichgewicht zwischen Schatten- und Lichtpartieen, sowie die restlose Raumerklärung und Raumgestaltung. Besonders bleibt die Lage des Horizontes zweifelhaft. Im größeren sieht man ein Stück Natur, das sich dem Maler bildmäßig darbot. Aber auch hier wird die vorne gut und klar gelöste Tiefenwirkung nach hinten gegen die Waldgrenze zu gelähmt. Beide Bilder könnte man sich vollkommener denken, wenn statt der spröden Tempera Ölfarbe verwendet worden wäre. Ungewollt hell und hart aufgetrocknete Stellen fallen oft als tonloses Pigment heraus. Und die Aufgaben, die sich Esterle stellt, sind zu schwierig, um zu ihrer glücklichen farbigen Lösung nicht eines absolut gehorsamen Materiales zu bedürfen. Vielleicht leidet das ganze suchende und wagende Schaffen Esterle's darunter.

Josef Durst: Herbstbild (bei Unterberger). Sehr temperamentvoll, leuchtend und voll gesunder Ambition. Alles ist auf das farbige Leben des Baumes konzentriert. Nur die Mauer ist in der Farbe etwas hart und nicht ganz in die Harmonie einbezogen: ein kleiner Rest von Zaghaftigkeit.

Frau Arnhard-Deininger: Landschaft (bei Czichna). Wenn der Dilettantismus sogar unmodern auftritt, wird er zwar weniger unsympathisch, aber auf Anerkennung darf er schon gar nicht mehr rechnen. Da fallen die treuesten Verehrer ab. Man muß bedenken, daß es einstweilen ruchbar geworden ist, daß so zu malen jedermann lernen kann. Außerdem stellen sich von Zeit zu Zeit fliegende Rahmenhandlungen in Innsbruck ein, die den Kitsch im großen und in glänzender Aufmachung verschleißen und die ganze Kundschaft verschlucken. Das ist hart. Als einziger Ausweg erschließt sich die Notwendigkeit, auch für Künstler eine Dienstpragmatik zu schaffen. So käme Frau Arnhart-Deininger wenigstens durch Anciennität zu Rang.

Benedikt.

I. Literarischer Abend des „Brenner“

Innsbruck, kleiner Stadtsaal

Donnerstag, 4. Jänner 1912

VORLESUNG

KARL KRAUS

aus eigenen Schriften

„Die Zeit am Montag“ In Wien kämpft seit über 10 Jahren mit fast übermenschlicher Kraft und Ausdauer ein Mann gegen alles das, was der Durchschnittsmensch der Gegenwart „Kultur“ nennt. Er gibt eine Zeitschrift, „Die Fackel“, heraus, ein Organ, das — fast ausschließlich vom Herausgeber selbst geschrieben — an Kühnheit und Selbständigkeit seinesgleichen sucht. . . Auf diesem Gebiete („Sittlichkeit und Kriminalität“) hat er Unvergängliches vollbracht; erst späteren Generationen wird es ins Allgemeinbewußtsein dringen, was dieser Mutige für Recht und Menschentum geleistet hat. . .

„Berliner Tageblatt“: „— Dieser Mann, der mit der Flamme in Wahrheit auf du und du steht — ein ungeheuer nervöser energischer Sprecher, ein Autor, der seine Gedanken im Vortrag noch einmal erzeugt, ein Pointeur ersten Ranges — eine ungewöhnlich reiche und glänzende Individualität — suggestive dämonische Kraft — Phantasiemensch und außerordentlicher Gestalter. —“

„Deutsche Tageszeitung“: „— lauter mit Dynamit gefüllte Kunstwerke — ebenso kluger wie inniger Vorleser — beherrscht den Gedanken wie die Technik — die Stunde, die uns der Wiener geschenkt hat, ist eine der inhaltreichsten und kunstschönsten des Winters gewesen. —“

Karl Bleibtreu in der „Münchn. Allg. Zeitung“: „— Kraus fordert sämtliche „heiligsten Güter“ der Menschheit vor seine Ironie — er fordert den großen Moloch der Dummheit auf Feder und Tinte — eine Feder, deren Spitze auch durch festgefügte Rüstungen dringt — er hat die Beleidigungen seiner zarthäutigen Psyche mit Blut abgewaschen, dem Herzblut seiner selbsterlebten Sprüche. —“

„Berliner Börsenkurier“: „— Das Echo des Tages, aufgefangen in einer leidenschaftlichen Menschenbrust, die vor Freude und Zorn, vor Liebe und Haß, Hoffnung und Verzweiflung zu zerspringen droht — seine Kritik gleicht dem Sturm, der das Morsche, Schwächliche und innerlich Hohle niederwirft. Er hat die Waffen um blutige Schlachten zu schlagen; er hat Witz und Satire genug, um mit den besten zu wetteifern“.

„Frankfurter Zeitung“: „ . . . Kraus ist ein Künstler der Pointe, wie wir ganz wenige haben. In ein halbes Dutzend sorgfältigst gewählter Worte preßt er den Extrakt langer Gedankenarbeit, und hinter seinen Witzen liegt oft genug, wie hinter denen Lichtenbergs, ein System verborgen.

Hermann Hesse im „März“: . . . Wenn ein Zehntel dieser Gedanken, etwas ausgekocht und mit mehr Sauce serviert, in einem Band voll langer Feuilletons stünde, so würde Kraus für den ersten deutschen Humoristen gelten . . . Ein Buch, das in seiner Gesamtheit, in seinen hundert Spiegelungen und Farbenreizen, dem Aufmerksamen eines der kühnsten und merkwürdigsten Selbstporträts zeigt, die unsere neuere Literatur hat.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Werke von Hermann Wagner.

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—.

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIÄ. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ...Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ...So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.